

Jonathan Tropper

Sieben verdammt
lange Tage

Roman

Aus dem Englischen von
Birgit Moosmüller

Knauer Taschenbuch Verlag

Die amerikanische Originalausgabe erschien 2009
unter dem Titel »This is where I leave you« bei Dutton, New York.

**Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de**

Wenn Ihnen dieser Roman gefallen hat, empfehlen wir Ihnen gerne
weiteren spannenden Lesestoff aus unserem Programm. Schreiben Sie
einfach eine E-Mail mit dem Stichwort »Sieben Tage« an:
guteunterhaltung@droemer-knaur.de



Vollständige Taschenbuchausgabe Dezember 2011
© 2009 Jonathan Tropper
Für die deutschsprachige Ausgabe:
© 2010 Knaur Verlag
Ein Unternehmen der Droemerschens Verlagsanstalt
Th. Knaur Nachf. GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise – nur mit
Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Angela Troni
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: FinePic®, München
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI – Clausen & Bosse, Leck
Printed in Germany
ISBN 978-3-426-63743-2

2 4 5 3 1

1

Dad ist tot«, bemerkt Wendy leichthin, als käme das öfter vor, oder tagtäglich. Es kann ganz schön nerven, dass sie immer so cool tut und selbst angesichts einer solchen Tragödie die Unerschütterliche spielt. »Er ist vor zwei Stunden gestorben.«

»Wie geht es Mom?«

»Du weißt doch, wie Mom ist. Ihre größte Sorge war, wie viel Trinkgeld sie dem Leichenbeschauer geben soll.«

Ich muss lächeln, auch wenn ich mich wie immer über die für meine Familie so typische Unfähigkeit aufrege, in Krisensituationen Gefühle zu zeigen. Jeden Anlass, der eigentlich nach aufrichtig zum Ausdruck gebrachten Emotionen verlangt, schmälern oder pervertieren wir Foxmans umgehend durch unsere hauseigene, genmanipulierte Mischung aus ironischen und ausweichenden Kommentaren. Wir kämpfen uns durch Geburtstage, Feiertage, Hochzeiten und Krankheiten, indem wir uns gegenseitig aufziehen, auslachen oder beleidigen. Jetzt ist Dad tot, und Wendy redet dumm daher. Geschieht ihm recht, schließlich war er, wenn es ums Unterdrücken von Gefühlen ging, immer an vorderster Front dabei, sozusagen als Vorreiter.

»Es kommt noch besser«, erklärt Wendy.

»Besser? Lieber Himmel, Wendy, weißt du eigentlich, was du da sagst?«

»Du hast recht, das ist jetzt falsch rübergekommen.«

»Ach, wirklich?«

»Er hat sich von uns gewünscht, dass wir für ihn Totenwache halten.«

»Wer?«

»Über wen sprechen wir gerade? Dad! Er wollte, dass wir für ihn Schiwa sitzen.«

»Dad ist tot.«

Wendy seufzt, als fände sie es extrem ermüdend, sich durch den dichten Dschungel meiner Dummheit kämpfen zu müssen. »Ja, und wie es aussieht, ist das der optimale Zeitpunkt für eine Totenwache.«

»Aber Dad ist doch Atheist.«

»Dad *war* Atheist.«

»Soll das heißen, er hat kurz vor seinem Tod noch zu Gott gefunden?«

»Nein, das soll heißen, dass er tot ist und du deine Verben im richtigen Tempus verwenden sollst.«

Wenn wir wie zwei herzlose Arschlöcher klingen, dann deswegen, weil wir so erzogen wurden. Zu unserer Ehrenrettung sei allerdings angemerkt, dass wir bereits seit geraumer Zeit um ihn trauern – mehr oder weniger, seit vor anderthalb Jahren die Krankheit bei ihm diagnostiziert wurde. Obwohl er schon länger unter Magenproblemen litt, hatte er die Bitten meiner Mutter, doch zum Arzt zu gehen, stets mit einer wegwerfenden Handbewegung abgetan und es stattdessen vorgezogen, einfach die Dosis der Antazida zu erhöhen, die er bereits seit Jahren nahm. Er warf sich die magensäurebindenden Tabletten ein wie Bonbons, wobei er auf Schritt und Tritte kleine Fetzen Alufolie fallen ließ, so dass unsere Teppiche wie feuchter Asphalt glänzten. Dann verfärbte sich sein Stuhlgang plötzlich rot.

»Dein Vater fühlt sich nicht ganz wohl«, untertrieb meine Mutter am Telefon.

»Meine Kacke blutet«, jammerte er irgendwo im Hintergrund. In den fünfzehn Jahren seit meinem Auszug ist mein Vater kein einziges Mal selbst ans Telefon gekommen. Immer hatten wir Mom an der Strippe, und Dad machte im Hintergrund schräge Bemerkungen, wenn ihm danach war. Genauso verhielten sie sich, wenn man ihnen leibhaftig gegenüberstand. Mom beanspruchte für sich stets das Rampenlicht. Ihr Ehemann musste sich mit einem Platz im Chor begnügen.

Auf der Computertomographie-Aufnahme sah man die Tumore an der Schleimhaut seines Zwölffingerdarms fast wie Blüten sprießen. Als weiteres Beispiel für Dads ohnehin schon legendären Stoizismus kam nun also hinzu, dass er Magenkrebs, der bereits Metastasen bildete, ein Jahr lang mit Antazida behandelt hatte. Es folgten die üblichen Operationen, die Bestrahlung und dann die Rosenkranz-Runden der Chemo, welche die Tumore zum Schrumpfen bringen sollten, in Wirklichkeit aber bloß ihn selbst schrumpfen ließen, bis seine einst breiten Schultern nur noch knochige Knubbel waren, die unter den Falten seiner schlaffen Haut verschwanden. Der nächste Schritt war das Verkümmern der Muskeln und Sehnen und dann der traurige, bröckelnde Abstieg in die Extremschmerztherapie, die darin gipfelte, dass er in ein Koma fiel, aus welchem er, wie wir alle wussten, nicht mehr erwachen würde. Warum sollte er auch? Warum aufwachen, wenn einen nur noch der schmerzhafteste, scheußliche Schlamassel von Magenkrebs im Endstadium erwartet? Er brauchte vier Monate, um zu sterben – drei Monate länger, als die Onkologen prophezeit hatten. »Ihr Dad ist ein Kämpfer«, erklärten sie, wenn wir ihn besuchten. Was absoluter Schwachsinn war, denn die Krankheit hatte ihn bereits klar geschlagen. Falls er überhaupt noch etwas mitbekam, dann war er bestimmt ziemlich sauer darüber, wie lange er für etwas so Einfaches wie das Sterben brauchte.

Dad glaubte nicht an Gott, folgte aber sein Leben lang dem Credo »Scheiß oder gib die Schlüssel frei!«

Sein eigentlicher Tod war also kein großes Ereignis, sondern eher ein letztes trauriges Detail.

»Die Beerdigung ist morgen früh«, erklärt Wendy. »Ich fliege heute Abend mit den Kindern. Barry hat einen Geschäftstermin in San Francisco. Er wird den Nachtflug nehmen.«

Wendys Ehemann Barry arbeitet als Portfolio-Manager für einen großen Hedgefonds. Soweit ich es beurteilen kann, wird er dafür bezahlt, dass er mit Privatjets durch die Welt gondelt und beim Golf gegen andere, noch reichere Männer verliert, die unter Umständen das Geld seines Fonds gebrauchen könnten. Ein paar Jahre zuvor hat man ihn nach L. A. versetzt, was eine völlig widersinnige Aktion war, da er sowieso ständig auf Reisen ist und Wendy bestimmt lieber wieder an der Ostküste leben würde, wo sie mit ihren Knöchelproblemen und den Stimmungsschwankungen nach ihren Schwangerschaften besser zurechtkommt. Wenigstens wird sie für ihre Unannehmlichkeiten sehr gut entschädigt.

»Du bringst die Kids mit?«

»Anders wäre es mir lieber, das darfst du mir glauben. Aber sieben Tage sind einfach zu lang, um sie mit dem Kindermädchen allein zu lassen.«

Die Kids sind der sechsjährige Ryan und der dreijährige Cole, zwei flachsköpfige, pausbäckige Jungs, die mit ihrem Temperament bisher noch jeden Raum innerhalb von zwei Minuten verwüstet haben, sowie Serena, Wendys sieben Monate alte Tochter.

»Sieben Tage?«

»So lange dauert eine jüdische Totenwache nun mal.«

»Wir werden das doch nicht wirklich durchziehen, oder?«

»Es war sein letzter Wunsch«, antwortet Wendy. In diesem

einen kurzen Moment bilde ich mir ein, den brennenden Schmerz ganz weit hinten in ihrem Hals hören zu können.

»Und Paul macht da mit?«

»Von ihm habe ich es überhaupt erst erfahren.«

»Was hat er gesagt?«

»Dad will, dass wir Schiwa für ihn sitzen.«

Paul ist mein Bruder und nur sechzehn Monate älter als ich. Mom hat immer darauf beharrt, dass ich kein Unfall war. Angeblich ist sie mit voller Absicht nur sieben Monate nach Pauls Geburt wieder schwanger geworden, aber das habe ich ihr nie so ganz abgenommen – erst recht nicht mehr, nachdem mein Vater, als er eines Freitagabends nach dem Essen besonders viel Pffirsichschnaps erwischt hatte, in feierlichem Ton einräumte, dass sie damals der Meinung waren, Mom könne während der Stillphase nicht wieder schwanger werden. Was Paul und mich betrifft, kommen wir gut miteinander aus, solange wir keine Zeit miteinander verbringen.

»Hat schon jemand mit Phillip gesprochen?«, frage ich.

»Ich habe sämtliche neueren Nummern angerufen, die wir von ihm haben, und überall eine Nachricht hinterlassen. Sollte er wider Erwarten eine davon abhören, und vorausgesetzt, er ist nicht gerade im Knast oder zugekiffert oder liegt tot im Straßengraben, dann haben wir allen Grund zu der Annahme, dass er mit einer gewissen, wenn auch geringen Wahrscheinlichkeit auftauchen wird.«

Phillip, unser jüngster Bruder, ist neun Jahre nach mir zur Welt gekommen. Schwer zu sagen, welche fortpflanzungstechnische Logik meine Eltern damit verfolgten. Erst Wendy, Paul und ich, alle innerhalb von vier Jahren, und dann fast ein Jahrzehnt später Phillip, nachträglich draufgeklatscht wie ein peinlicher Anhang. Phillip ist der Paul McCartney unserer Familie: Er sieht besser aus als der Rest von uns, blickt auf Fotos immer

in eine andere Richtung, und hin und wieder geht das Gerücht, er sei gestorben. Als Nesthäkchen der Familie wurde er abwechselnd verhätschelt und ignoriert – vielleicht ein entscheidender Faktor dafür, dass er sich zu einem letztendlich so verkorksten Erwachsenen entwickelt hat. Im Moment lebt er in Manhattan, wo man ziemlich früh aufstehen müsste, um eine Droge zu finden, mit der er noch nicht herumexperimentiert hat, oder auf ein Model zu treffen, das er noch nicht gegögelt hat. Er verschwindet jeweils für mehrere Monate vom Radar, um dann eines Tages unangekündigt zum Abendessen zu erscheinen und ganz nebenbei – oder auch nicht – zu erwähnen, dass er im Gefängnis war, oder in Tibet, oder soeben mit einer schauspielenden Beinahe-Berühmtheit Schluss gemacht hat. Mittlerweile ist es über ein Jahr her, dass ich ihn das letzte Mal gesehen habe.

»Hoffentlich schafft er es«, sage ich, »denn wenn nicht, wird er am Boden zerstört sein.«

»Wenn wir schon gerade von missratenen kleinen Brüdern reden, wie steht's denn um deine eigene griechische Tragödie?«

Wendy kann in ihrer spitzzüngigen Taktlosigkeit recht witzig, ja fast charmant sein, aber dass es zwischen krass und grausam unter Umständen eine Grenze gibt, ist ihr definitiv noch nie aufgefallen. Normalerweise komme ich mit ihrer Art trotzdem gut klar, aber nach den letzten paar Monaten fühle ich mich völlig fertig, und mein Schutzpanzer liegt in Schutt und Asche.

»Ich muss jetzt aufhören«, sage ich und bemühe mich dabei nach Kräften, nicht so zu klingen, als brähe um mich herum immer noch alles zusammen.

»Lieber Himmel, Judd. Ich wollte damit doch nur andeuten, dass ich mir Sorgen um dich mache.«

»Ja, bestimmt.«

»Deswegen brauchst du nicht gleich so passiv aggressiv zu reagieren. Das reicht mir schon von Barry.«

»Wir sehen uns dann zu Hause.«

»Na schön, wenn du meinst«, antwortet sie angenervt. »Bis dann.«

Ich warte darauf, dass sie auflegt.

»Bist du noch da?«, fragt sie schließlich.

»Nein.« Ich lege auf und stelle mir vor, wie sie ihr Telefon in die Ecke wirft, während Schimpfwörter wie Maschinengewehrsalven von ihren Lippen spritzen.

Mittwoch

2

Ich mache meinen Wagen gerade für die zweistündige Fahrt nach Elmsbrook fertig, als Jen in ihrem bonbonfarbenen Geländewagen neben mir hält. Ich habe sie schon eine Weile nicht mehr gesehen und nicht auf ihre Anrufe reagiert, aber auch nicht aufgehört, an sie zu denken. Nun steht sie hier vor mir. In ihren engen Sportklamotten sieht sie wie immer sensationell aus, ihr Haar schimmert in einem Honigblond, das bestimmt nicht billig war, und ihre Mundwinkel sind zu einem zaghaften Klein-Mädchen-Lächeln hochgezogen. Ich kenne alle Sorten von Lächeln, die Jen im Repertoire hat, und weiß genau, was sie bedeuten und wohin sie führen.

Das Dumme daran ist, dass mich jedes Wiedersehen mit ihr an das erste Mal erinnert, als ich sie auf ihrem scheußlichen roten Rad über den Platz fahren sah. Ich habe dann sofort wieder ihre langen, strampelnden Beine vor Augen, ihr wehendes Haar und ihr vor Aufregung gerötetes Gesicht, und genau daran will man eigentlich nicht denken, wenn man seiner zukünftigen Ex-Frau gegenübersteht. Baldigen Ex-Frau. Ex-Frau in spe. Die Selbsthilfebücher und Websites liefern noch keinen richtig guten Titel für Ehepartner, die sich gerade in jenem Fegefeuer befinden, durch das man muss, bevor die Gerichte die jeweilige persönliche Tragödie offiziell ratifiziert haben. Wie üblich bin ich bei Jens Anblick sofort von Kummer erfüllt – nicht, weil sie offensichtlich herausgefunden hat, dass ich mich mittlerweile in einer miesen Kellerwohnung eingemietet habe, sondern weil ich mir seit meinem Auszug vor-

komme, als erwischte sie mich bei unseren Treffen jedes Mal in einem intimen, peinlichen Moment – als würde ich mir gerade mit einer Hand in der Hose einen Pornofilm ansehen oder laut zu Air Supply singen, während ich an einer roten Ampel stehe und mir in der Nase bohre.

»Hey«, sagt sie.

Ich werfe meinen Koffer in den Kofferraum. »Hey.«

Wir waren neun Jahre miteinander verheiratet. Jetzt sagen wir »Hey« zueinander und versuchen, uns dabei nicht in die Augen zu sehen.

»Ich habe dir schon ein paarmal eine Nachricht hinterlassen.«

»Ich hatte viel zu tun.«

»Ja, klar.« Ihr ironischer Unterton weckt in mir den vertrauten Wunsch, sie innig zu küssen und gleichzeitig zu würgen, bis sie blau wird. Da in unserer momentanen Situation keins von beidem zur Debatte steht, muss ich mich damit begnügen, den Kofferraumdeckel lauter als nötig zuzuknallen.

»Wir müssen reden, Judd.«

»Das ist jetzt kein so guter Zeitpunkt.«

Sie erreicht die Fahrerseite meines Wagens schneller als ich und lehnt sich gegen die Tür, wobei sie mir ihr schönstes Lächeln schenkt – jenes, von dem ich ihr so oft gesagt habe, dass es mich dazu bringt, mich immer wieder neu in sie zu verlieben. Doch ihre Rechnung geht nicht auf, denn diesmal erinnert es mich nur an alles, was ich verloren habe.

»Es gibt keinen Grund, warum das zwischen uns nicht freundschaftlich ablaufen kann«, sagt sie.

»Du vögelt mit meinem Chef. Das ist ein ziemlich handfester Grund.«

Sie schließt die Augen, um die riesigen Reserven an Geduld zu aktivieren, die sie für den Umgang mit mir braucht. Früher

habe ich diese Augenlider immer vor dem Einschlafen geküsst, das rauhe Flattern ihrer Wimpern wie Schmetterlingsflügel zwischen meinen Lippen gespürt, das leichte Kitzeln ihres Atems an meinem Kinn und Hals. »Du hast recht«, antwortet sie, wobei sie sich bemüht, so auszusehen, als müsse sie sich bemühen, nicht gelangweilt zu wirken. »Ich bin ein schlechter Mensch. Ich war unglücklich und habe etwas Unverzeihliches getan. Aber wie sehr du mich auch hassen magst, weil ich dein Leben ruiniert habe, die Opferrolle steht dir nicht.«

»Es geht mir gut.«

»Ja. Es geht dir großartig.«

Jen wirft einen vielsagenden Blick auf die schäbige Bruchbude, deren Souterrain ich bewohne. Das Haus sieht aus wie von einem Kind gezeichnet: ein Dreieck auf einem Rechteck, mit schlampig übereinandergestaffelten Linien als Ziegelsteinen, einem einzigen Flügelfenster und einer Haustür. Links und rechts stehen ähnlich heruntergekommene Hütten, die nichts gemeinsam haben mit dem kleinen, schmucken Häuschen im Kolonialstil, das wir von meinem Ersparten gekauft haben. Jen wohnt dort immer noch mietfrei und schläft in dem Bett, das einmal meines war, mit einem anderen Mann.

Meine Vermieter, die Lees, sind ein verschlossenes chinesisches Ehepaar mittleren Alters, das in einem Zustand fortwährenden Schweigens lebt. Ich habe die beiden noch nie miteinander sprechen hören. Er praktiziert im Wohnzimmer Akupunktur, und sie fegt dreimal täglich mit einem handgefertigten Besen, der aussieht wie eine Theaterrequisite, den Gehsteig. Egal, ob ich gerade aufwache oder einschlafe, jedes Mal höre ich das Flüstern ihrer hektischen Besenborsten auf dem Asphalt. Darüber hinaus aber scheinen diese beiden Menschen gar nicht zu existieren. Ich frage mich oft, warum sie sich überhaupt die Mühe gemacht haben, einzuwandern. Bestimmt gibt

es auch in China jede Menge eingeklemmte Nerven und stau-
bige Gehsteige.

»Du bist nicht bei dem Mediator erschienen«, sagt Jen.

»Ich mag den Kerl nicht. Er ist nicht unparteiisch.«

»Natürlich ist er unparteiisch.«

»Er steht auf deine Titten und ist somit auf deiner Seite.«

»Oh, mein Gott, das ist doch wirklich lächerlich.«

»Tja, über Geschmack kann man streiten.«

Und so weiter. Ich könnte auch noch den Rest des Gesprächs zitieren, allerdings läuft es immer wieder auf dasselbe hinaus: zwei Menschen, die nicht damit klarkommen, dass ihre Liebe sich in Gift verwandelt hat, und sich deswegen gegenseitig mit Granaten des Bedauerns bewerfen.

»Ich kann einfach nicht mit dir reden, wenn du so bist.« Mit genervter Miene gibt sie die Fahrtür frei.

»Ich bin immer so. So bin ich nun mal.«

Mein Vater ist gestorben!, würde ich ihr am liebsten ins Gesicht schreien, tue es aber nicht, weil sie sonst bestimmt in Tränen ausbricht, und ich wahrscheinlich auch. Damit hätte sie eine Lücke in meiner Abwehr gefunden, doch ich werde nicht zulassen, dass sie in einem Trojanischen Pferd aus Mitgefühl meine Schutzwälle durchbohrt. Ich bin auf dem Weg nach Hause, um meinen Vater zu Grabe zu tragen und meiner Familie gegenüberzutreten, und eigentlich sollte Jen in dieser Situation an meiner Seite sein. Aber sie gehört nicht mehr zu mir. Man heiratet, um einen Verbündeten gegen seine Familie zu haben, und trotzdem muss ich mich jetzt allein in die Schützengräben stürzen.

Jen schüttelt traurig den Kopf. Ihre Unterlippe beginnt zu zittern, und in ihrem Augenwinkel bildet sich eine Träne. Ich kann diese Frau nicht mehr berühren, küssen oder lieben. Wie sich gerade herausstellt, kann ich nicht einmal mehr ein Ge-

sprach mit ihr führen, das nicht schon innerhalb der ersten drei Minuten in wütende Beschuldigungen ausartet. Aber ich kann sie immer noch traurig machen, und damit muss ich mich vorerst zufriedengeben. Es wäre leichter, so viel leichter, wenn sie nicht darauf bestehen würde, weiterhin so verdammt gut auszusehen, so durchtrainiert, honigblond, rehähig und verletzlich. Denn selbst jetzt, nach allem, was sie mir angetan hat, ist da noch immer etwas in ihren Augen, das in mir den Wunsch weckt, sie um jeden Preis zu behüten und zu beschützen, auch wenn ich weiß, dass in Wirklichkeit ich derjenige bin, der beschützt werden muss. Es wäre so viel leichter, wenn sie nicht Jen wäre. Aber sie ist es, und an der Stelle, wo es früher nur reinste Liebe gab, befindet sich nun eine Schlangengrube aus Wut und Verbitterung und einer anderen, dunklen, verdrehten Liebe, die schlimmer schmerzt als der ganze Rest zusammengenommen.

»Judd.«

»Ich muss los«, sage ich, während ich die Wagentür aufmache.

»Ich bin schwanger.«

Auf mich ist noch nie geschossen worden, aber so ähnlich muss sich das anfühlen – jener Sekundenbruchteil des Nichts, bevor der Schmerz die Kugel einholt. Sie war schon einmal schwanger. Damals weinte sie und küsste mich, und dann tanzten wir wie zwei Verrückte im Bad herum. Aber unser Baby starb, bevor es zur Welt kommen konnte. Drei Wochen vor dem errechneten Termin wurde es von der Nabelschnur stranguliert.

»Glückwunsch. Ich bin sicher, Wade wird einen wunderbaren Vater abgeben.«

»Ich weiß, dass das hart für dich ist. Ich dachte nur, du solltest es von mir erfahren.«

»Habe ich ja nun.«

Ich steige in den Wagen. Sie stellt sich vor die Motorhaube, so dass ich nicht losfahren kann.

»Sag was. Bitte!«

»Also gut. Du kannst mich mal, Jen. Du kannst mich mal kreuzweise. Ich hoffe, Wades Kind hat da drin mehr Glück als meines. Darf ich jetzt fahren?«

»Judd.« Ihre Stimme klingt leise und brüchig. »Du kannst mich doch nicht wirklich so sehr hassen, oder?«

Ich sehe ihr direkt in die Augen und versuche, so viel Aufrichtigkeit wie möglich in meinen Blick zu legen. »Doch, das kann ich.«

Vielleicht liegt es an meiner komplizierten Trauer um meinen Vater, die endlich an meinen Nerven zu zerren beginnt, oder vielleicht auch nur an der Art, wie Jen zurückzuckt, als hätte ich ihr eine Ohrfeige verpasst, auf jeden Fall reicht der intensive Schmerz, der für einen verräterischen Moment in ihren großen Augen aufblitzt, beinahe aus, um mich dazu zu bringen, sie wieder zu lieben.